

## **Gutachten**

### **zu den Auswirkungen bestimmter restriktiver Haltungsbedingungen**

### **(permanentes Führen an der Leine / kleine Freilaufgebiete)**

### **auf das Hundeverhalten**

Das Gutachten geht der Frage nach, welche Auswirkungen auf das Hundeverhalten zu erwarten sind, wenn ein Hund permanent restriktiv gehalten wird: wenn er außerhalb des Hauses oder des Gartens permanent nur an der Leine geführt wird bzw. wenn ansonsten für ihn nur noch die Möglichkeit besteht, in kleinen umzäunten/umgrenzten Freilaufgebieten mit diversen anderen Hunden frei zu laufen.

Um diese Fragestellung zu beantworten, wird zunächst das dafür relevante aktuelle Wissen über hundliches Normalverhalten und die daraus abgeleiteten Ansprüche an Umwelt und Haltungsbedingungen dargestellt. Danach wird auf mögliche Probleme eingegangen die sich ergeben, wenn diesen Bedürfnissen der Hunde nicht Rechnung getragen wird.

<i>Inhalt:</i>	<i>Seite</i>
1. Biologische Grundlagen	2
1.1. Abstammung des Hundes	2
1.2. Normalverhalten von Hunden	2
1.2.1. Lokomotion und Exploration	4
1.2.2. Sozialverhalten und Kommunikation	6
1.2.3. Verhaltensentwicklung (Ontogenese)	8
2. Auswirkungen von permanentem Leinenzwang	9
2.1. Auswirkungen auf Lokomotion und Exploration	9
2.2. Auswirkungen auf Sozialverhalten und Kommunikation	10
3. Auswirkungen von eingeschränkten Freiflächen	11
4. Fazit	13

# 1. Biologische Grundlagen

## 1.1. Abstammung

Hunde stammen erwiesener Maßen vom Wolf ab; man geht davon aus, dass sich vor ca. 100.000 Jahren an mehreren Stellen der Erde die damaligen Wolfs- von den (damaligen) Hundepopulationen zu trennen begannen. Der eigentliche Domestikationsprozess (zunehmender Einfluss des Menschen und selektive Verpaarung) begann ca. vor 15.000 Jahren. Schwerpunktartig stand dabei der Gebrauchsnutzen des Hundes im Vordergrund: Jagdhelfer, Ziehen und Tragen von Lasten, Schutz der Herden und menschlicher Niederlassungen. Hundezucht im heutigen Rahmen, mit genau definierten phänotypischen Standards und Gebrauchszwecken sowie Zuchtzulassungsprüfungen etc., gibt es erst seit maximal 150 Jahren. Aktuell werden ca. 400 verschiedene Hunderassen beschrieben, die zum großen Teil aus der Kreuzung anderer bereits vorhandener Rassen hervor gegangen sind. 338 dieser Rassen sind bei der FCI<sup>1</sup> eingetragen. Genetische Untersuchungen haben gezeigt, dass bestimmten Rassen eine alte (im Sinne von historisch) Herkunft haben und gegen „moderne“ Rassen abgegrenzt werden können. Für die gesamte Hundepopulation ließen sich vier genetische Cluster identifizieren, die Rassen mit ähnlichem geografischen Ursprung, ähnlicher Morphologie und ähnlichem Gebrauchswert für bzw. Nutzen durch den Menschen beinhalten; allerdings waren die Rassen innerhalb der Cluster individuell nicht gegeneinander abzugrenzen. Das Gros der modernen (seit 150 Jahren entwickelten/beschriebenen) Rassen sammelt sich in einem einzigen Cluster<sup>2</sup>.

Rassen sind Untereinheiten der Haustiere einer Art, welche sich voneinander in mehreren erblichen Merkmalen unterscheiden können. Der Begriff der Rasse wird rein auf die domestizierten Form(en) innerhalb einer Spezies angewandt. Rassenunterschiede werden nach subjektivem Ermessen des Menschen abgegrenzt und die innerrassischen Variabilitäten (morphologische, physiologische oder ethologische Eigenarten) sind groß. Nichts desto trotz erkennen sich auch Hunde verschiedener Rassen mit großen morphologischen Unterschieden (z.B. 2 kg vs. 80 kg Körpergewicht) als Individuen der gleichen Spezies und sind problemlos in der Lage miteinander zu kommunizieren, wenn die dafür nötigen hundetypischen Lern- und Entwicklungsprozesse (Verhaltensontogenese, siehe unten) stattgefunden haben.<sup>3</sup>

## 1.2. Normalverhalten von Hunden

Das Wissen über hundliches Normalverhalten und die daraus abgeleiteten Ansprüche des Hundes an Umwelt und Haltungsbedingungen (im Sinne eines artgerechten Lebens nach den Maßgaben des Tierschutzgesetzes) resultiert aus Beobachtungen an Wölfen und Haushunden.

---

<sup>1</sup> Weltzüchterverband: Federation Cynologique Internationale. Deutscher Dachverband: VDH, Verband für das Deutsche Hundewesen

<sup>2</sup> Parker HG, Kim LV, Sutter NB, Carls S, Lorentzen TD, Malek TB, Johnson GS, DeFrance HB, Ostrander EA, Kruglyak L (2004): Genetic structure of the purebred domestic dog. *Science* 304, 1160-1164.  
Savolainen P, Zhang Y, Luo J, Lundeberg J, Leitner T (2002): Genetic evidence for an east asian origin of domestic dogs. *Science* 298, 1610-1613.

<sup>3</sup> Arnold S (2003): Vom Wolf zu Haustier: eine Entwicklungsgeschichte, die sich im Zustand heutiger Rassehunde widerspiegelt. *Kleintier Konkret Special*, 3-23.

Eichelberg H (Hrsg) (2006): Hundezucht. Kosmos Verlag

Feddersen-Petersen DU (2004): Hundepsychologie, Kosmos Verlag

Herre W, Röhrs M (1990): Haustiere – zoologisch gesehen. Fischer, Stuttgart, New York

Im Laufe der Domestikation haben sich nicht nur Morphologie und Physiologie<sup>4</sup> sondern auch das Verhaltensrepertoire der Hunde im Verhältnis zum Wolf verändert. Allerdings kann man dabei nur unsere heutigen Hunde mit den heutigen Wölfen vergleichen und muss bedenken, dass sich beide, Hund und Wolf, über die Jahrtausende in ihren jeweiligen ökologischen Nischen weiter entwickelt haben. Bestimmte Rassen haben durch die selektive Zucht des Menschen Schwerpunkte im Verhaltensrepertoire des damaligen Ahnen (ursprünglicher Wolf) entwickelt und einige dieser Variationen wurden genetisch fixiert (z.B. „Trampeln“ bei Pudeln; „Eye-and-Stalk“ beim Border Collie). Zimen<sup>5</sup> beschreibt z.B., dass beim Pudel 23% seiner für den Wolf beschriebenen 362 Verhaltensweisen in stark veränderter Form vorliegen. Dabei war besonders das Ausdrucksverhalten der Pudel im Verhältnis zum Wolf weniger differenziert und ausgeprägt; wenig Unterschiede zum Wolf zeigten sich unter anderem im Komfortverhalten. Für bestimmte Rassen wurden die Geschwindigkeiten der Verhaltensentwicklung vom Welpen zum erwachsenen Individuum gemessen. Hier findet man nicht nur Unterschiede zwischen einzelnen Rassen sondern auch zum Wolf. Auch hier sind die Unterschiede nicht einheitlich sondern auf bestimmte Funktionskreise des Verhaltens beschränkt. Z.B. zeigen Siberian Huskies eine relativ beschleunigte Entwicklung gegenüber dem Wolf speziell im Funktionskreis Körperhaltung und Fortbewegung<sup>6</sup>.

Das hier dargelegte Wissen zum Normalverhalten von Hunden stellt den aktuellen Stand der Forschung dar<sup>7</sup>. Das Wissen um „hundliches Normalverhalten“ wurde dabei zum einen aus Untersuchungen an einzelnen Rassen, verwilderten Haushunden und dem Wolf gewonnen; dabei wurde berücksichtigt, dass gerade im Bezug auf die Ansprüche an den Lebensraum der Wolf nur noch als indirekter Vergleich zum Hund gelten kann. Zum anderen wurde aus anderen Gebieten der Biologie bzw. ihrer Anwendung, z.B. bei Nutztieren, auf den Hund extrapoliert.

Die Nutztierforschung hat gezeigt, dass die bei einzelnen Spezies in der stammesgeschichtlichen Entwicklung bewährten Verhaltensweisen artspezifisch festgelegt und auch beim domestizierten Tier qualitativ weit gehend unverändert im Genom verankert sind. Für eine Reihe genetisch fixierter Verhaltensweisen besteht ein regelmäßig wiederkehrendes Bedürfnis diese zu zeigen (Bedarf). Kann das Tier diesen Bedarf nicht decken, wird es im entsprechenden Kontext Suchverhalten (Appetenzverhalten) und unter Umständen Leerlaufhandlungen bzw. umgerichtetes Verhalten zeigen. Ein motorischer Bedarf betrifft z.B. eine der Morphologie des Bewegungsapparates entsprechende Belastung von Knochen, Bändern, Gelenken, Sehnen und Muskeln. Neben motorischen bestehen auch perzeptive Bedürfnisse (= Bedarf nach Wahrnehmung / Aufnahme von Umweltinformationen / Reiz- oder Signalinput). Das Gehirn der Wirbeltiere besitzt Systeme (Hirnzentren), die innere und äußere Reizsituationen und die daraus resultierenden Verhaltensweisen positiv (appetitiv)

---

<sup>4</sup> Gegenüber dem Wolf sind Hunde z.B. deutlich früher geschlechtsreif (ab 12 Monaten). Hündinnen werden üblicherweise zweimal im Jahr läufig; Wölfinnen kommen nur einmal in die Ranz. Körpergewichte einzelner Sub-Spezies des Wolfes liegen zwischen 20 und 80 kg; Spanne der Körpergewichte einzelner Hunderassen 1,5 bis > 80 kg.

<sup>5</sup> Zimen E (1988): Der Hund. Bertelsmann, München.

Zimen E (1990): Der Wolf. Verhalten, Ökologie und Mythos. Knesebeck und Schuler, München.

<sup>6</sup> Zusammenfassung bei: Schöning B (2006): Evaluation and prediction of agonistic behaviour in the domestic dog. PhD-Thesis, University of Bristol.

<sup>7</sup> Zusammenfassungen siehe z.B.

Fedderson-Petersen DU (2004): Hundepsychologie, Kosmos Verlag

Lindsay SR (2000): Handbook of applied dog behaviour and training, Vol I. Iowa State University Press.

Pankatz, H. (1993): Ethologische Untersuchungen und organisatorische Empfehlungen zur Gruppenhaltung von Hunden im Tierheim. Hannover: Diss. Tierärztliche Hochschule Hannover.

Schöning B (2006): Evaluation and prediction of agonistic behaviour in the domestic dog. PhD-Thesis, University of Bristol

oder negativ (aversiv) bewerten. Für die regelmäßig wiederkehrende Erregung dieser Zentren besteht ein physiologischer Bedarf; ebenso für das Zeigen adäquater Verhaltensmuster als Reaktion auf den Signalinput. Eine Einschränkung dieser Möglichkeit ist deshalb als Deprivation zu werten. Die Existenz von Verhaltensansprüchen impliziert, dass Tiere leiden (z.B. Verhaltensstörungen entwickeln), wenn sie nicht in der Lage sind, die normale Vielfalt ihrer Verhaltensmuster auszudrücken. Umgekehrt kann dann auch das Auftreten bestimmter Verhaltensstörungen als Indikator dafür genommen werden, dass mangelhafte Haltungsbedingungen vorliegen, selbst wenn man diese nicht konkret in Zahlen spezifizieren kann. Zum Beispiel ist es unmöglich, aufgrund der großen morphologischen Variabilitäten zwischen den Hunderassen, eine konkrete Zahl anzugeben, wie viel Stunden oder Kilometer Auslauf ein Hund täglich braucht. Aufgrund des eben gesagten ist es aber trotzdem möglich, wissenschaftlich abgesichert zu formulieren, welche grundsätzlichen Umwelt- und Haltungsbedingungen ein Hund braucht, um sein arttypisches Verhaltensrepertoire zeigen und damit artgerecht und leidensfrei leben zu können, bzw. welche einzelnen Verhaltenselemente überhaupt das Verhaltensrepertoire des Hundes ausmachen<sup>8</sup>.

Im Folgenden wird nicht das gesamte hundliche Normalverhalten dargestellt. Unter Berücksichtigung der Fragestellung dieses Gutachtens wird auf die Verhaltensbereiche eingegangen, die am offensichtlichsten durch einen generellen Leinenzwang und/oder eingeschränkte Freilaufflächen betroffen sind: Lokomotion und Exploration, Sozialverhalten und Kommunikation. Da die genannten Restriktionen auch heranwachsende Hunde betreffen, wird zusätzlich der Aspekt der Entwicklung dieser Verhaltenselemente berücksichtigt.

### 1.2.1. Lokomotion und Exploration

Aufgrund seiner Morphologie und Physiologie ist der Hund, wie der Wolf, ein Lauftier<sup>9</sup>. Das Bewegungsbedürfnis ist je nach Rasse unterschiedlich ausgeprägt; es wird allerdings generell als höher gegenüber dem des Menschen eingeschätzt<sup>10</sup>. Sich regelmäßig täglich zu bewegen stellt für Hunde einen arttypischen Bedarf dar. Dabei kommt es grundsätzlich nicht auf eine absolut gelaufene Strecke an, sondern auf den für Bewegung zur Verfügung stehenden Zeitraum, den Wechsel zwischen verschiedenen Laufarten (Trab, Galopp etc.) und Laufgeschwindigkeiten. Nordamerikanische Wölfe können im Winter z.B. 50 km pro Tag mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von acht km pro Stunde zurücklegen; im Sommer sind die Strecken deutlich kürzer, da Beute einfacher zu schlagen ist. Verwilderte Haushunde im Mittelmeerraum durchstreifen täglich im Schnitt ein Gebiet von 28,5 km<sup>2</sup>; plündern dabei allerdings eher Müllkippen als dass sie gezielt Beutetiere erjagen.

---

<sup>8</sup> Siehe zum Beispiel:

Buchholtz C (1993). Das Handlungsbereitschaftsmodell - ein Konzept zur Beurteilung und Bewertung von Verhaltensstörungen. In: Leiden und Verhaltensstörungen bei Tieren. C. Buchholtz et al., Stuttgart, Birkhäuser Verlag: 93-110.

Purtscher C (2001): Tiergerechte Hundehaltung und Auslaufmöglichkeiten in Wien. Studie im Auftrag der Wiener Umwelthanwaltschaft. [www.coer.de](http://www.coer.de)

Tschanz B (1993): Erkennen und Beurteilen von Verhaltensstörungen mit Bezugnahme auf das Bedarfskonzept. In: Leiden und Verhaltensstörungen bei Tieren. C. Buchholtz et al., Stuttgart, Birkhäuser Verlag: 65-76.

Wechsler B (1993): Verhaltensstörungen und Wohlbefinden: ethologische Überlegungen. In: Leiden und Verhaltensstörungen bei Tieren. C. Buchholtz et al., Stuttgart, Birkhäuser Verlag, 50-64

<sup>9</sup> Zimen (1988, 1990)

Copping R, Copping L (2001): Dogs. A startling new understanding of Canine origin, behaviour and evolution. Scribner, New York, London, Toronto

<sup>10</sup> Pankatz (1993)

Neben der physischen Belastung und der Gehirnaktivitäten aufgrund der motorischen Aktivität dient die Bewegung der Befriedigung weiterer arttypischer Bedürfnisse: Erkundung der Umwelt und direkter sozialer Interaktionen. Das Gehirn des Hundes hat das Bedürfnis, regelmäßig Umweltsignale aufzunehmen. Auch hierbei handelt es sich um einen Bedarf, welcher aufgrund der stammesgeschichtlichen Entwicklung artspezifisch festgelegt und auch beim domestizierten Hund, qualitativ weit gehend unverändert im Vergleich zum Wolf, im Genom verankert ist. Die Erkundung der Umwelt dient zwei Zielen. Zum einen ist es für einen Beutegreifer obligatorisch, sich über das zur Verfügung stehende Nahrungsangebot zu informieren bzw. Nahrung oder potentielle Beute direkt aufzuspüren (optisch, akustisch und über Geruchsinformationen); zum anderen ist es für ein soziales und territoriales Lebewesen wie den Hund obligatorisch, Informationen über Sozialpartner oder potentiell feindlich gesinnten Artgenossen zu erhalten bzw. sich mit diesen auszutauschen. Dieser Informationsaustausch geschieht nicht nur in Form einer bidirektionalen Kommunikation (siehe 1.2.2) sondern auch unidirektional, dann zumeist über Gerüche. Dies bedeutet, dass Hunde ihre unbelebte Umwelt während der Fortbewegung gerade mit der Nase intensiv und zeitaufwendig erkunden und selber auch Gerüche platzieren.

Typisch ist z.B. das Markieren von Örtlichkeiten/Objekten über Duftstoffe aus Hautdrüsen (z.B. über die Pfotenunterseite beim Scharren) oder aus Analdrüsensekret/Kot/Urin. Typisch ist auch das intensive und langwierige Beschnuppern von Objekten/Örtlichkeiten von mehreren Seiten (quasi quadratzentimeterweise). Zeitspanne, Frequenz und Intensität, mit der ein Objekt untersucht wird, sind abhängig von verschiedenen Faktoren wie z.B. Alter und Geschlecht des Schnuppernden im Verhältnis zu Speziesangehörigkeit, Alter oder Geschlecht des Produzenten einer Markierung. Auch die Örtlichkeit allein, die Anzahl oder das Alter der Duftmarken selber entscheiden darüber, wie viel Zeit ein Hund mit der Informationsaufnahme und –abgabe an einem bestimmten Ort verbringt<sup>11</sup>.

Die Nasenleistung der Hunde ist um ein Vielfaches höher als die des Menschen (Durchschnittliches Riechepithel Mensch 5 Mio Sinneszellen, Dackel 125 Mio, Schäferhund 220 Mio). Ca. 10% der Hirnsubstanz des Hundes sind mit der Verarbeitung olfaktorischer Sinneseindrücke beschäftigt (Mensch 1%). Hunde besitzen im Gaumen ein vomeronasales Organ (Jacobson'sches Organ) mit dem Geruchs- und Geschmacksinformationen auch direkt und ohne Umwege über thalamische Schaltkreise in das limbische System<sup>12</sup> transportiert werden. Aus diesen physiologischen Daten lässt sich ableiten, dass Geruchsinformationen für Hunde eine immanente Rolle bei der Verhaltenssteuerung im weitesten Sinne spielen und die regelmäßige Aufnahme von Gerüchen bzw. Kommunikation über Geruch ein arttypisches Grundbedürfnis darstellt<sup>13</sup>.

---

<sup>11</sup> Bekoff M (2001): Observations of scent-marking and discriminating self from others by a domestic dog (*Canis familiaris*): tales of displaced yellow snow. *Behav Processes* 15, 75-79.

Stehen JB, Mohus I, Kvesetberg T, Walloe L (1996): Olfaction in bird dogs during hunting. *Acta Physiol Scand* 157, 115-119.

Thesen A, Stehen JB, Doving KB (1993): Behaviour of dogs during olfactory tracking. *J Exp Biol* 180, 247-251.

<sup>12</sup> Thalamus: Gehirnbereich in den die über periphere Sinnesorgane gewonnenen Sinneseindrücke zunächst einlaufen um dann weiter geschaltet und in andere Hirnregionen geleitet zu werden.

Limbisches System: Bereich des Gehirns der u.a. für die Kreierung von Emotionszuständen, Bildung von Motivationszuständen und Lern- und Gedächtnisleistungen zuständig ist.

<sup>13</sup> Pierau F-K (2000) in: von Engelhardt W, Breves G (Hrsg.) *Physiologie der Haustiere*. 1. Auflage; Enke im Hippokrates Verlag, Stuttgart: 94-96

## 1.2.2 Sozialverhalten und Kommunikation

Hunde sind obligat soziale Lebewesen. Sie haben ein Bedürfnis nach regelmäßigem täglichem Sozialkontakt, das heißt intensiver direkter Kommunikation mit einem Partner über optische, taktile, akustische und olfaktorische Signale. Im Zuge der Domestikation wurde der Mensch zu einem Sozialpartner des Hundes und Hunde sind zudem in der Lage, zu Individuen weiterer Spezies (z.B. Katzen) enge soziale Bindungen aufzubauen. Der Sozialkontakt mit Menschen oder Katzen kann den Kontakt zu Hunden aber nicht vollständig ersetzen, da diese Spezies ein anderes Ausdrucksverhalten und andere Schwerpunkte in der Kommunikation aufweisen als der Hund.

Wie Wölfe auch bilden Hunde innerhalb ihrer Sozialverbände zwischen den einzelnen Individuen obligat Statusunterschiede aus (Rangordnung, Hierarchie, System aus Dominanz- und Subdominanzbeziehungen). Dabei handelt es sich nicht um eine streng „von oben nach unten“ durchorganisierte Struktur. Für den menschlichen Beobachter kann es manchmal schwer sein, Statusunterschiede zu definieren, da Hunde rangenmaße oder ranggebende Signale nach individueller Einschätzung der jeweiligen Situation qualitativ und quantitativ abgestuft zeigen. Dort wo es für einen Hund subjektiv „um nichts geht“, wird er sich relativ neutral und unauffällig verhalten. Grundsätzlich sorgen etablierte Statusverhältnisse dafür, dass das gemeinsame Leben in der Gruppe so weit wie möglich konfliktfrei gestaltet werden kann. Ressourcen können so konfliktfrei gewonnen bzw. gehalten werden (dabei kann ein hoher Status selber auch als Ressource gelten, da er den Zugang zu anderen Ressourcen ermöglicht). Das Ziel des hoch entwickelten Sozialverhaltens und fein differenzierten Ausdrucksverhaltens der Hunde ist letztendlich die Konfliktvermeidung, da der offensiv ausgetragene Konflikt für beide/alle Konfliktpartner Gefahrenpotential birgt<sup>14</sup>. In so fern reagieren Hunde im Normalfall nur dort aggressiv, wo sie eine für sich subjektiv wichtige Ressource bedroht fühlen und ihre individuelle Einschätzung der Situation aggressives Verhalten nötig macht. Unter diesem Aspekt ist auch erklärbar, warum das Gros aller aggressiven Aktionen von Hunden aus einem subjektiven Zustand der Bedrohung bzw. aus Unsicherheit/Angst heraus entstehen<sup>15</sup>.

Begegnen sich gruppenfremde (rudelfremde) Individuen besteht das Bedürfnis zum Informationsaustausch, das allerdings je nach Individuum unterschiedlich ausgeprägt sein kann. Für den Hund ist es wichtig, sich Informationen über sein Gegenüber zu verschaffen und selber Informationen zu geben. Ausgetauscht werden z.B. Informationen zu Geschlecht, Alter und Gesundheitszustand. Damit werden auch eventuell relevante Informationen über Körperkraft und Schnelligkeit und der aktuellen Stimmung vermittelt. Unbekannte Größen bedeuten Unsicherheit (Stresszustand) – zu wissen woran man bei einem Gegenüber ist, steigert das Sicherheitsgefühl. Diese Aussage gilt für alle Lebewesen inklusive des Menschen. Aus diesem Grund ist es für den Hund ein Grundbedürfnis, sich mit dem Gegenüber auszutauschen und diesen kennen zu lernen. Hat er nicht die Möglichkeit zum Informationsaustausch bzw. hat er eventuell in einer früheren Begegnung schon schlechte Erfahrungen mit einem bestimmten Individuum gemacht, wird er je nach Situation entweder fliehen, angreifen (um die potentielle Gefahr zu vertreiben) oder Deeskalieren.

---

<sup>14</sup> Heute wird davon ausgegangen, dass es bei allen Verhaltensäußerungen eines Lebewesens darum geht, die eigene biologische Fitness zu erhöhen. Biologische Fitness bezeichnet den Fortpflanzungserfolg eines Individuums in der nächstfolgenden Generation. Sie stellt ein Maß dar für die gesamte Lebensleistung eines Individuums unter den Bedingungen der natürlichen Selektion. Ressourcen sind die Elemente, die wichtig/nötig sind, um die aktuelle Fitness zu halten oder zu erhöhen. Ressourcen für den Hund wären z.B. Futter, Wasser, körperliche Unversehrtheit, Sozialpartner, Territorium, Fortpflanzungspartner, Status.

<sup>15</sup> Für eine ausführliche Behandlung dieses Themas und auch der folgenden Absätze siehe z.B. Lindsay (2000) oder Schöning (2006).

In derartigen Begrüßungs- und Kennenlernzeremonien zwischen Hunden werden aber auch komplexere Informationen ausgetauscht. Z.B. vermitteln sich Hunde gegenseitig, welche Ansprüche sie an bestimmte vorhandene Ressourcen haben. Derartige Ressourcen können Objekte (Ball, Futter), Örtlichkeiten (Territorium) oder auch Lebewesen (Sozialpartner anderer Hund oder Mensch) sein.

Derartige Ressourcen stellen genetisch verankertes Konfliktpotential dar. Zwischen einander fremden Individuen besteht zunächst keine Statusbeziehung, die eine Verteilung der Ressourcen konfliktfrei regeln könnte. Eine Statusbeziehung tritt nur zwischen sozial gut miteinander bekannten Individuen auf. Treffen sich „rudelfremde“ Hunde wiederholt und haben sie dabei die Möglichkeit zur ausreichenden Kommunikation, wird sich darüber eine soziale (Status-) Beziehung zwischen ihnen entwickeln, die nachfolgende Zusammentreffen auf Dauer stressfreier werden lässt. Die Tatsache, dass rudelfremde Hunde derart miteinander kommunizieren und sich über Ansprüche an Ressourcen differenziert austauschen ist eindeutig als ein Resultat der Domestikation zu werten. Rudelfremde Wölfe würden sich so weit es geht aus dem Weg gehen bzw. Eindringlinge in das eigene Territorium gegebenenfalls zügig offensiv-aggressiv vertreiben. Man geht davon aus, dass gerade solch eine qualitativ und quantitativ niedrigere Bereitschaft, den Konflikt um Ressourcen mit Rudelfremden offensiv aggressiv auszutragen, ein Selektionskriterium bei der Domestikation gewesen ist. Hunde die diese Eigenschaft nicht besaßen, wurden in früherer Zeit häufig einfach getötet, da sie zu viel Konfliktpotential in die damaligen menschlichen Siedlungen brachten.

Beim Austausch der oben genannten Informationen bedienen sich Hunde aller Möglichkeiten zu kommunizieren. Der Schwerpunkt liegt dabei zunächst im Austausch optischer und olfaktorischer Signale; in der weiteren sozialen Kommunikation kommt es dann zur Ergänzung der optischen Signale durch taktile. Die jeweilige Körpersprache/-stellung während der gegenseitigen engen Geruchsüberprüfung (z.B. durch Schnuppern an den Analregionen) stellt dabei z.B. auch ein relevantes optisches Signal dar. Akustische Signale werden dort eingesetzt, wo die anderen Signale subjektiv nicht ausreichend sind, um die gewünschte Information zu übermitteln; z.B. wo erhöhter Angst-, Stress- und Erregungslevel subjektiv betrachtet qualitativ und quantitativ stärkere Signale nötig machen. Besonders optische Signale (Ausdrucksverhalten - Gestik und Mimik) werden dann durch akustische Signale (Knurren, Bellen) verstärkt.

Hunde haben über Körpersprache und Mimik ein fein differenziertes und variables Repertoire an optischen Signalen. Grob lässt sich das Ausdrucksverhalten für den Sozialkontakt (für die soziale Kommunikation) in neun Kategorien einteilen: Soziale Annäherung inklusive aktiver Demut, Passive Demut, Imponierverhalten, Spielverhalten, Drohverhalten (offensiv und defensiv), gehemmt-offensives Aggressionsverhalten, ungehemmt-offensives Aggressionsverhalten (Attacke), Fluchtverhalten, Verhalten zum Zeigen von Stresszuständen und zum Deeskalieren von Konflikten (andere als Demuts- und Spielverhalten). Innerhalb dieser Kategorien werden die jeweiligen Informationen durch ein variables Zusammenspiel der einzelnen Ausdruckselemente gebildet (Schwanz, Ohren, Körperhaltung, Lefzen und Maulspalte, Augen etc.). Dazu werden zueinander bestimmte Körperpositionen eingenommen (z.B. Umkreisen, im rechten Winkel stellen, nebeneinander laufen etc.) oder komplexere Verhaltensweisen gezeigt (z.B. Belecken, Anspringen, Anstupsen etc.). Beide Partner in solchen Interaktionen passen das eigene Verhalten jeweils dem des Gegenübers an und in der Regel wird bei Begrüßungssituationen, d.h. beim Informationsaustausch, eine breite Palette gerade an optischen Signalen gezeigt. Wie im vorherigen Kapitel für den Bewegungsbedarf auch schon gesagt, lässt sich die für eine Begrüßung und den Informationsaustausch nötige Zeitspanne nicht quantifizieren. Der Informationsaustausch zwischen zwei Hunden X kann 15 Sekunden dauern und zwischen zwei Hunden Y 15 Minuten. Die unterschiedlichen Zeiten sind z.B. abhängig von den individuellen Hunden, ihren Vorerfahrungen, dem Ort bzw. der

Gesamtsituation. Ebenso wenig lässt sich konkret spezifizieren, welche Verhaltensmuster bei einer Begrüßung gezeigt werden müssen und welcher fehlen dürfen. Einige Hunde schnuppern „nur“ an der Analregion ihres Gegenübers, bei anderen wird ein komplizierteres Begrüßungsritual mit mehrmaligem umeinander Drehen, gefolgt von einer Spielsequenz, gezeigt.

Ein weiterer Faktor, der über Art und Ablauf einer Begrüßungssequenz entscheidet ist der Punkt, wie gut und sicher die Hunde die jeweilige Form der Kommunikation beherrschen. Grundsätzlich ist die Fähigkeit zur Verwendung einzelner Elemente der Kommunikation angeboren (Physiologie, Motorik, etc.); Signale beim Gegenüber aber korrekt zu interpretieren bzw. selber adäquat auszusenden muss in der Welpenphase und als Junghund gelernt werden.

### 1.2.3 Verhaltensentwicklung (Ontogenese)

In der Welpenphase, besonders zwischen der sechsten und zwölften Lebenswoche<sup>16</sup>, wird der Grundstein für ein adäquates und variables Sozialverhalten gelegt. Erfahren Welpen in dieser Phase Defizite bei Sozialkontakten (mit Menschen, anderen Welpen oder mit erwachsenen Hunden) wird dies für das spätere Leben Nachteile mit sich bringen. Z.B. können einzelne Elemente des Ausdrucksverhaltens (aktive- und passive Demut etc.) nicht oder nicht ausreichend gelernt werden. In der Sozialisierungsphase deprivierte Hunde lernen oft keine oder keine ausreichende Beißhemmung und sind später oft erkennbar weniger Stresstolerant oder Frustrationstolerant und zeigen eine auffallend stärkere Angstbereitschaft als ihre gut sozialisierten Altersgenossen. Nach dem Ende der Sozialisierungsphase ist es wichtig, dass ein Junghund das bis dato gelernte weiter übt und täglich anwendet, um tatsächlich als sozial erwachsener Hund (je nach Rasse ab dem 12. bis 36. Lebensmonat) sozial kompetent und stress- und frustrationstolerant durch sein weiteres Leben zu kommen. Auch hier können keine konkreten Zahlen benannt werden, wie viel Kontakt (räumlich und zeitlich) zu wie viel Individuen tatsächlich nötig ist, damit die Lernvorgänge korrekt ablaufen können. Während einige Autoren sagen, dass bei Laborhund-Welpen 20 Minuten einmal pro Woche ausreichen um sie später stressfrei in einem Labor-Setting leben zu lassen, sprechen andere Autoren von möglichst mehrmaligem täglichem freien Kontakt zu anderen Hunden und Menschen für einen Hund, der sein späteres Leben in einem von Menschen geprägten Alltag verbringen soll<sup>17</sup>.

---

<sup>16</sup> Zwischen der vierten und 12./14. Lebenswoche durchlaufen die Welpen die so genannte Sozialisierungsphase, in der sie ihr Referenzsystem für die unbelebte Umwelt ausbilden, welches sie ein Leben lang begleiten wird. Dazu wird in dieser Phase die Grundlagen für das differenzierte und variable Sozialverhalten und Kommunikationsverhalten gelegt.

<sup>17</sup> Ausführliche Literaturhinweise bei Lindsay (2000). Siehe auch: Appleby DL, Bradshaw JWS, Casey R (2002): Relationship between aggressive and avoidance behaviour by dogs and their experience in the first six months of life. Veterinary Record 150, 434-438.



## 2. Auswirkungen von permanentem Leinezwang

### 2.1 Auswirkungen auf Lokomotion und Exploration

Ein Hund an der Leine, selbst wenn sie mehrere Meter lang sein sollte, hat nur begrenzt Möglichkeiten, seinen zuvor beschriebenen arttypischen Bedarf nach Bewegung und Exploration zu decken. Der weniger bewegungsbedürftige Mensch gibt Richtung, Gesamtstrecke und Geschwindigkeit vor, denen der Hund sich anpassen muss. Radfahren mit dem angeleiteten Hund ist keine Alternative, selbst wenn darüber längere Strecken bewältigt werden, denn auch hierbei kann der Hund Richtung und Geschwindigkeit nicht selbständig variieren. Mögliche Pausen in der Fortbewegung für eine intensive Exploration der Umwelt fallen weg (besonders am Fahrrad) bzw. der Hund muss sich dem Schrittempo und der Bereitschaft zum Stehenbleiben des Menschen anpassen. Der arttypische Bedarf zum Informationsaustausch mit der Umwelt kann so nicht befriedigt werden. Nicht zuletzt deshalb, weil sich der Hund notgedrungen nur auf den Strecken bewegen kann, die der Mensch nach seinen eigenen Kriterien auswählt.

Mangelnde Bewegung kann zu Adipositas führen, die beim Hund die gleichen gesundheitlichen Folgeprobleme mit sich bringt wie bei Menschen auch. Krallen können nicht mehr adäquat abgelaufen werden und es besteht ein Verletzungsrisiko, wenn der Mensch nicht darauf achtet, sie regelmäßig selber zu kürzen. Mangelnde motorische Tätigkeit bedeutet aber auch einen Verlust der körperlichen Fitness (oder eine mangelhafte Entwicklung beim jungen Hund) und einen reduzierten sensorischen Input. Folge ist auf Dauer eine Deprivation für diesen Bereich, die auch psychische Folgeschäden nach sich ziehen kann. Körperlich und geistig nicht ausgelastete Hunde können Verhaltensprobleme und Verhaltensstörungen entwickeln. Dies gilt im besonderen Maße für Hunde, die ihrem arttypischen Bedarf nach Exploration nicht nachkommen können. Deprivation in diesem Bereich erzeugt auf Dauer einen Stresszustand, da der Hund sich nicht mehr nach seinen Bedürfnissen und aufgrund der von ihm subjektiv empfundenen Notwendigkeit mit seiner Umwelt auseinandersetzen bzw. sich über diese informieren kann.

Durch die fehlende Möglichkeit, regelmäßig das arttypische und gegebenenfalls rassentypische Bewegungs- und Explorationsbedürfnis zu decken, kommt es generell zu einem Sinken der Reizschwellen gegenüber Stressoren und frustrierenden Ereignissen. Diese erniedrigten Toleranzgrenzen können dann auch in anderen Situationen, z.B. im häuslichen Bereich, zu Problem führen. Hunde können dadurch generell schneller eine Bereitschaft zu aggressivem Verhalten zeigen. Der Punkt, dass ein Hund seinen aktuellen arttypischen Bedarf (beeinflusst durch Rasse, Alter und aktuellen Gesundheitszustand) nach Lokomotion und Exploration nicht decken kann, ist eine häufige Ursache für aktualgenetisch erworbene Verhaltensprobleme bzw. Verhaltensstörungen<sup>18</sup>. Bei der Genese solcher Störungen spielt neben der reizarmen Haltung (eingeschränkte Bewegungs- und Explorationsmöglichkeit) auch die begrenzte oder fehlende Möglichkeit der Kommunikation mit Artgenossen eine Rolle, auf die im nächsten Abschnitt eingegangen wird.

---

<sup>18</sup> Beerda B, Schilder MBH, Van Hoof JARAM, De Vries HW, Mol JA (1998): Chronic stress in dogs subjected to social and spatial restriction. I. Behavioural responses. *Physiol. Behav.* 66, 233-242.

Hallgren A (1997): Hundeprobleme – Problemhunde? 2. Aufl., Reutlingen: Oertel und Spörer

Jacobs C, De Keuster T, Simoens P (2003): Assessing the pathological extent of aggressive behaviour in dogs: a review of literature. *Vet Q* 25, 53-60

De Keuster T, Lamoureux J, Kahn A (2006): Epidemiology of dog bites: a Belgian experience of canine behaviour and public health concerns. *Vet J* 172, 482-487.

## 2.2 Auswirkungen auf Sozialverhalten und Kommunikation

Für angeleinte Hunde ergeben sich bei Hundebegegnungen mehrere Problembereiche. Zum einen kann es an der Leine nicht möglich sein, in dem vom Hund subjektiv als nötig empfundenen Ausmaß zu kommunizieren, zum anderen kann es nicht möglich sein, zu dem anderen Hund den subjektiv als nötig empfundenen Abstand zu halten. Der Mensch am Ende der Leine bestimmt die Distanz zum anderen Hund und bestimmt auch über Zeitspanne und räumliche Möglichkeiten der Interaktion.

Für einen Hund kann es einen extremen Stressor darstellen, eng an einem anderen Hund (oder seinem Territorium) vorbeigehen zu müssen, wenn entweder er selber oder der andere Hund eine große Individualdistanz im aktuellen Moment für nötig erachten. Dazu engt die Leine generell die Bewegungsfreiheit ein, so dass mögliches Abwehr- oder Fluchtverhalten im Konfliktfall erschwert oder unmöglich wird. Dies allein ist schon als Grund für die Tatsache anzusehen dass Hund-Hund-Begegnungen an der Leine generell schneller zu aggressiver Kommunikation (Bellen, Knurren) und/oder offensivem aggressiven Verhalten (Schnappen, Beißen) führen, als Hundebegegnungen im Freilauf. Neben der Ressource „körperliche Unversehrtheit“ kann der angeleinte Hund weitere Ressourcen schneller subjektiv bedroht fühlen: Territorium, Leckerli, Bälle, Sozialpartner bzw. soziale Gruppe<sup>19</sup>. und entsprechend schneller aggressiv reagieren. Begegnungssituationen können dann auf Dauer immer zügiger eskalieren, weil die Hunde lernen, in den entsprechenden Situationen immer früher und immer massiver zu reagieren. Hier spielt besonders die in der Regel ungewollte und unbewusste Belohnung (Verstärkung) durch den Sozialpartner Mensch eine wichtige zusätzliche Rolle.

Der arttypische Austausch von Informationen ist zwischen angeleiteten Hunden generell nur eingeschränkt möglich. Begrüßungsrituale und Informationsaustausch, um z.B. ein Statusverhältnis zu halten oder zu etablieren, werden behindert oder unmöglich. Demutsverhalten oder Spielverhalten zur Deeskalation eines niederschweligen Konfliktes können eventuell nicht gezeigt werden und der Konflikt kann dadurch grade eskalieren. Enge Kontakte angeleiteter Hunde eskalieren dementsprechend insgesamt häufiger als Kontakte freilaufender Hunde. Leinen können sich zudem verhaken und verknoten und darüber die Hunde weiter in ihrer Bewegungsfreiheit einschränken – und darüber stressen.

Auch ohne dass Hund-Hund-Begegnungen an der Leine gleich eskalieren, bedeutet das permanente Führen an der Leine aufgrund der eingeschränkten Möglichkeit, dem Bedürfnis nach Sozialkontakt und Kommunikation mit Artgenossen nachkommen zu können, eine erhöhte Stressbelastung der Hunde. Wie schon in Abschnitt 2.1 für Lokomotion und Exploration erläutert, stellen derartige Defizite bei Sozialkontakt und Kommunikation eine weitere sehr häufige Ursache für aktualgenetisch erworbene Verhaltensstörungen dar. Das Risiko ist hier sogar noch größer, dass sich derartige Probleme und Störungen dann in andere Bereiche, z.B. in den häuslichen Bereich, verlagern<sup>20</sup>.

---

<sup>19</sup> Die „empfundene Bedrohung der sozialen Gruppe“ bzw. des Sozialpartner ist nicht so zu verstehen, dass der Hund den Sozialpartner um seiner selber willen verteidigt (das ist eher menschliches Wunschenken). Die intakte soziale Gruppe bzw. der Zugang zu Sozialpartnern ist für den Hund eine notwendige Ressource, um den eigenen Zustand zu optimieren, die eigene biologische Fitness hoch zu halten, und aus diesem Grund verteidigungswert. Allerdings kann die Anwesenheit des Sozialpartners in wenigen individuellen Fällen auch Sicherheit vermitteln, und darüber dann einen Hund zu aggressivem Verhalten animieren, der ansonsten in der gegebenen Situation eher Tendenz zu Fluchtverhalten oder Deeskalationsverhalten gezeigt hätte.

<sup>20</sup> Siehe Jacobs et al. (2003) und De Keuster et al. (2006) sowie:  
Feddersen-Petersen DU (1996): Verhaltensstörung beim Hund und ihre Behandlung. Der Praktische Tierarzt 77, 1068-1080.  
Feddersen-Petersen DU (2004): Hundepsychologie – Sozialverhalten und Wesen, Emotionen und Individualität. Kosmos Verlag Stuttgart.

Die negativen Folgen eines permanenten Führens an der Leine sind dort am stärksten, wo junge Hunde vor Erreichen der sozialen Reife betroffen sind. Hier gelten nicht nur die zuvor gesagten Punkte. Als sehr problematisch ist anzusehen, dass die Entwicklung der Hunde zu sozial kompetenten und alltagstauglichen Tieren schon massiv behindert wird (auch durch Defizite in der Exploration). Ein von diesen Hunden ausgehendes Risikopotential hinsichtlich zügig aggressiv ausgetragener Konflikte im häuslichen Bereich oder bei Hund-Hund-Begegnungen ist noch einmal deutlich höher als bei einem Welpen und Junghund, die frei Kontakte mit anderen Hunden haben konnten<sup>21</sup>.

### **3. Auswirkungen von eingeschränkten Freilaufflächen**

Freilaufflächen sind sinnvoll und erlauben den Hunden, ihr Bedürfnis nach Lokomotion, Exploration und Sozialkontakt untereinander je nach ihrem rassetypischen Bedarf zu decken. Sie haben dort die Möglichkeit, alleine oder zu mehreren längere Strecken in verschiedenen Tempi zu laufen, können die Richtung wechseln und können Distanzen zu und Interaktionszeit mit anderen Hunden frei wählen. Zudem haben Besitzer hier die Möglichkeit mit ihren Hunden raumgreifender zu spielen (z.B. den Hund einem geworfenen Ball hinter her laufen zu lassen).

Um den Bedarf jedes Hundes nach Lokomotion, Exploration und Sozialkontakt allerdings tatsächlich art- und rassetypisch decken zu können, müssen derartige Freilaufflächen gewisse Bedingungen erfüllen. Werden diese Bedingungen nicht erfüllt, stellen solche Freilaufflächen eher ein Risikopotential dar als dass sie nützlich sind. Für zu kleine Freilaufflächen gelten die unter 2.1 und 2.2 aufgeführten Auswirkungen eines permanenten Leinenzwanges im analogen Sinne. Die Probleme und das Risikopotential mögen teilweise etwas weniger ausgeprägt sein, da sich die Hunde auch auf einer kleinen Freilauffläche immerhin unangeleint begegnen, nichts desto trotz stellt eine zu kleine Freilauffläche eine Einschränkung für Lokomotion und Exploration und den stressfreien Sozialkontakt zwischen Hunden dar. Je kleiner der zur Verfügung stehende Raum ist, desto schwieriger kann es z.B. für Hunde sein, ihre Individualdistanz zueinander zu wahren und desto häufiger sind Konflikte um Ressourcen (Bälle etc.) möglich.

Eine Freilauffläche sollte eine der sie nutzenden Hundepopulation angemessene Größe haben, damit sich Hunde nötigenfalls weit genug voneinander entfernen können. Durch enge räumliche Verhältnisse können sich ansonsten einer oder beide mögliche Konfliktpartner der Situation nicht entziehen und es können sich zudem bei mehreren beteiligten Hunden leicht Mobbingsituationen entwickeln. Neben der absoluten Größe eines Freilaufgebietes ist hier auch die Strukturierung relevant. Ein Gelände, welches durch Bäume, Büsche und einen

---

Horisberger U (2002): Medizinisch versorgte Hundebissverletzungen in der Schweiz. Opfer – Hunde – Unfallsituationen. Inauguraldissertation, Universität Bern.

Overall KL (1997): Canine Aggression. In: Clinical Behavioural Medicine for Small Animals. Mosby, St. Louis.

Roll A (1994): Aggressive Auseinandersetzungen unter Hunden – eine Analyse der Täter, Opfer und Halter. Dissertation, Universität München.

Roll A, Unshelm J (1997): Aggressive conflicts among dogs and factors affecting them. Appl. Anim. Behav. Sci. 52, 229-242.

<sup>21</sup> Riesenberg S, Tittmann A (2003): Verhaltenstest zur Darstellung der Auswirkungen von Haltungs- und Aufzuchtbedingungen in einem Hundehandelsbetrieb auf die Sozialisation und Habituation von Hundewelpen – Betrachtung unter tierschutzrechtlichen Aspekten. Kleintierpraxis 48 (6), 317-388

Scott JP, Fuller JL (1965): Genetics and the social behavior of dogs. University of Chicago Press, Chicago, London.

Wechsel zwischen Wiesen und Wegen strukturiert ist, ist einer komplett überschaubaren einheitlichen Fläche (z.B. Wiese) vorzuziehen.

Grundsätzlich ist es nicht möglich, Angaben zum Raumbedarf eines einzelnen Hundes, einer Gruppe unbekannter Hunde oder einer etablierten Gruppe von Hunden zu machen. Zahlen wie auf Seite vier für Wölfe oder verwilderte Haushunde angegeben, lassen sich für die mit Menschen lebenden Hunde unserer Gesellschaft nicht errechnen. Daten zur durchschnittlichen Größe von Freilaufflächen in Deutschland liegen nicht vor. Eine Studie aus den USA gibt die durchschnittliche Größe von dortigen Freilaufflächen mit mindestens 1/2 ha an<sup>22</sup>. In einem Park von 1 ha Größe wurden über acht Monate Hunde zu unterschiedlichen Zeiten beobachtet und das Auftreten von aggressiv getönten Interaktionen notiert. In 0,5 % des Beobachtungszeitraums kam es zu aggressiv ausgetragenen Konflikten zwischen den Hunden. Das Ausmaß der nicht-aggressiv ausgetragenen Konflikte lässt sich nach Angabe der Autoren nicht ermitteln. Diese Zahlen sind allerdings nicht geeignet, um sie mit deutschen Verhältnissen zu vergleichen. Bei dem Park handelte es sich um einen Park mit regulierter Hundepopulation (in den USA häufiges Prinzip): die Besitzer erkaufen sich die Zugangsberechtigung; die Hunde sind sich dadurch sozial mehr oder weniger gut bekannt; Besitzern mit Hunden, die häufiger Konflikte provozieren, wird die Zugangsberechtigung entzogen. Derartig regulierte Freiflächen gibt es vermutlich auch diverse in Deutschland (aufgrund privater Initiativen); beim Gros der den Hundehalter ansonsten zur Verfügung stehenden Freiflächen handelt es sich aber um Flächen der verschiedensten Größen, die von den Städten ausgewiesen wurden und zur freien Benutzung durch jeden Hundehalter sind. Unter Berücksichtigung des in den vorherigen Abschnitten zu Lokomotion, Exploration und Sozialverhalten gesagten sollten solche Freilaufflächen (in Abhängigkeit zur nutzenden Hundepopulation) mindestens eine Größe von 1 ha haben. Das Veterinäramt der Stadt Herford ging z.B. 2003 von einer benötigten Größe von 1 ha aus; dementsprechend konnte damals keine Fläche von der Stadt ausgewiesen werden. Andere Autoren sprechen (aus hygienischen und epidemiologischen Gründen) von mindestens benötigten 800 bis 2000 m<sup>2</sup> Fläche<sup>23</sup>.

Für die Stadt Wien wurden 2001 die Größen der 95 zur Verfügung stehenden Freiflächen bestimmt<sup>24</sup>. Knapp 35 % lagen unter 800 m<sup>2</sup>, 62 % lagen unter 2000 m<sup>2</sup>. Die kleinste Freifläche hatte eine Größe von 50 m<sup>2</sup>. Unter Berücksichtigung der Zahl der gemeldeten Hunde wäre jede Wiener Auslauffläche täglich von 55 Hunden besucht worden, unabhängig von ihrer Größe. Unter Berücksichtigung von Lichtverhältnissen und Lebensrhythmus und Arbeitszeiten eines durchschnittlichen Hundehalters wäre zu erwarten, dass sich das Gros dieser Hunde relativ gleichzeitig auf den Flächen aufhalten würde. Zusammenfassend kommt der Autor dieser Studie zu dem Schluss dass die in Wien damals zur Verfügung stehenden Freilaufflächen nicht geeignet waren, den arttypischen Bedarf eines Hundes nach Lokomotion, Exploration und Sozialkontakt zu decken. Die vorhandenen Flächen würden eher Konflikte/Probleme produzieren als sie verhindern, die Entstehung von Verhaltensstörungen begünstigen und so zu nicht artgemäßen Haltungsbedingungen und damit Leidenszuständen führen.

---

<sup>22</sup> Shyan MR, Fortune KA, King C (2003): „Bark-Parks“ – a study on interdog aggression in an limited-control environment. *J Appl Anim Welf Sci* 6, 25-32.

<sup>23</sup> Bleiweiss K, Böck A (1995): Wien ist anders: Hundezonen in Wiens Parkanlagen. Wien: Praktikumsarbeit am Institut für Physiologie der Veterinärmedizinischen Universität Wien  
Der Bürgermeister, Abteilung 4.2 Vorlage an den Bau- und Umweltausschuss öffentlich TOP A 4, Herford, 30. April 2003

Kofler E (1995): Hund sein in Wien: Beobachtungen des Verhaltens von Mensch und Hund in eingezäunten Hundezonen der Wiener Stadtgärten und deren Akzeptanz. Wien: Praktikumsarbeit am Institut für Physiologie der Veterinärmedizinischen Universität Wien

<sup>24</sup> Purtscher (2001)

#### **4. Fazit**

Zusammenfassend aus den vorherigen Abschnitten lässt sich sagen, dass restriktive Haltungsbedingungen wie ein permanentes Führen an der Leine bzw. begrenzte Freilaufflächen als einzige Möglichkeit zum Freilauf, einem Hund kein artgemäßes Leben nach den Maßgaben des Tierschutzgesetzes ermöglichen. Der Bedarf nach arttypischer und rassentypischer Lokomotion, Exploration und Sozialkontakten kann nicht gedeckt werden. Auf Dauer werden sich bei derart restriktiv gehaltenen Hunden Verhaltensprobleme und Verhaltensstörungen entwickeln, welche dann auch in anderen Bereichen (z.B. im häuslichen Rahmen) auftreten können bzw. werden. Da eine gesteigerte Aggressionsbereitschaft ein häufig zu beobachtendes Problem bei derart depriviert gehaltenen Hunden ist, führen die restriktiven Haltungsbedingungen letztendlich auch zu einem gesteigerten Gefährdungspotential für andere Hunde bzw. Menschen in unserer Gesellschaft.

Dr. Barbara Schöning